

Reminiszenzen aus dem Stadttheater

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reminiszenzen aus dem Stadttheater

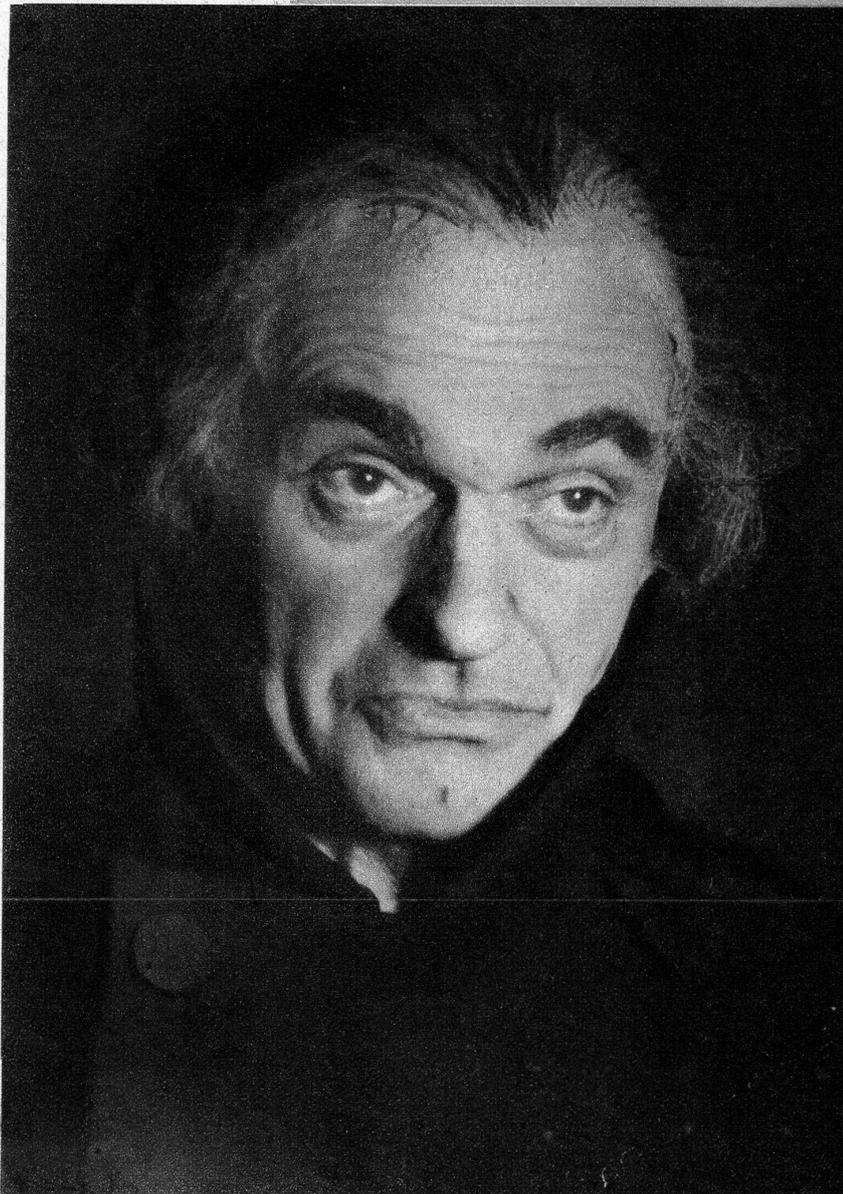
Gestern abend war ich wieder einmal im Stadttheater. «Der Raub der Sabinerinnen», Schwank in vier Akten von Franz und Paul von Schönthan hiess das Stück, das zur Auf-führung gelangte. Ich möchte aber keineswegs etwa eine Theaterkritik schreiben; fünf Mi-nuten nach zwölf, wie man heute nach bewähr-tem Muster so schön sagt — und dann liegt es mir auch fern, schon zu Beginn des Jahres zu schimpfen. Ich müsste nämlich leider schimpfen über diese Sabinerinnen.

Ich bin kein regelmässiger Theaterbesu-cher, sondern ein zufälliger, sporadischer. Viel-leicht fallen mir gerade daher Dinge auf, die dem «regelmässigen» selbstverständlich sind. Und daher auch kam mir in den Sinn, was mir im Jahre 1914 ein mir nahestehender alter Herr sagte, als ich mich damals fast zu einem überregelmässigen Theaterbesucher entwik-kelte.

«Ins Theater geht man fast wie zur Kirche! Man bereitet sich vor. Innerlich, indem man Texte, Musik, Darsteller, Autor usw. studiert, äusserlich durch die Sorgfalt des Anzuges!»

Ob sich die Theaterbesucher kürzlich inner-lich vorbereitet haben, konnte ich natürlich nicht feststellen. Die äusserliche Vorbereitung aber liess offensichtlich sehr zu wünschen übrig. Man kann selbstverständlich den Cham-pagner auch aus einer Kaffeetasse trinken und die grünen Erbsen mit dem Messer essen. Ebenso kann man im hellen Strassen-, Ar-beits- oder gar Sportanzug ins Theater sitzen. Aber gilt nicht auch hier das alte Wort: Jedem das Seine? So muss ich denn, auf die Ge-fahr hin, ein Gestriger zu sein, gestehen, dass ich mich zunächst verwunderte, so viele Leute im Strassenanzug, ja sogar in halb sportlicher Kleidung im Theater zu treffen. Die Ver-wunderung ist alsdann einer leisen Verstim-mung und Traurigkeit gewichen. Auch hier scheint etwas verschwunden zu sein, was frü-her selbstverständlich war: dass der Theater-her jenem Raum, der einer hohen dar-stellerischen Kunst dient, mit etwas wie Ehr-furcht sich nähert, der er durch die Wahl sei-nes Anzuges Ausdruck gibt.

Aber: Die Zeiten ändern sich eben! tröstete ich mich, und im übrigen ist es ja noch immer das alte Theater mit dem gleichen dunkel-roten Samtvorhang, mit den Plüschsesseln im Sperrsitz, mit den goldgezierten Rängen. Und punkt acht Uhr, so genau wie ehemals, verdunkelte sich der Raum allmählich — das Spiel kann beginnen! Aber das Spiel begann nicht. Vielmehr musste man sich zu Gram-mophonmusik, die zwar nicht schlecht war, eine recht grosse Zahl von Lichtbildreklamen ansehen. Strümpfe, Seifen, Schuhe, eine Sauna, Zigaretten, Uhren und noch viel andere schöne Dinge wurden da in prächtigen und weni-ger prächtigen Bildern und mit klugen und weniger klugen Worten gepriesen. Auch dies gab es einst nicht. Ich ahne, weshalb man sie heute hat, und begreife es sogar. Und dennoch wirken diese Reklamehelgen, die man im Kino



ruhig hinnimmt, im Theater wie eine Faust aufs Auge.

Dafür, dass nachher der Raub der Sabine-rinnen sich als Schwank ganz dritter Qualität entwickelte, kann das Theater nichts. Es gab genügend Leute, die sich trotzdem amüsiert haben, und wenn der «Schweizerspiegel» jewei-len zum Beginn schreibt, die Sonne scheint für alle Leut', so gilt offenbar auch der diesem Wort angepasste Spruch, das Theater sei für alle Leute.

Es ist zwar nicht alle Tage Sonntag. Dann aber, wenn ich ins Theater gehe, ist so eine Art Sonntag, und da ziehe ich mich entspre-chend um, auch innerlich. Das habe ich früher so gehalten, und gerade deswegen wanderten meine Gedanken zurück in vergangene Zeiten. Reminiszenzen? Wozu? Nicht zuletzt mit dem Wunsch, es möchte dem neuen Theater-direktor, der so vortrefflich den alten im «Raub der Sabinerinnen» gemimt, gelingen, aus unserem Theater jene Stätte der Kunst zu machen, in die man geht — fast als ginge man zur Kirche. —

Ekkehard Kohlund, der in dem Stück «Der Raub der Sabinerinnen» den Theaterdirektor Striese in vortrefflicher Weise dar-stellte